

DAS DACH IN ZAHLEN

14 Bienenvölker auf dem Dach

23 m über der Straße

380 kg Honig bei der Juliernte

3 km Flugradius, ungefähr

STADT

Die Bienen auf dem Dach

Dreißig Jahre lang hat Carmen Aldaba im zweiten Stock einer Druckerei Bücher von Hand gesetzt. Als die Druckerei schloss, stieg sie aufs Dach. Dort hält sie heute vierzehn Völker, eine halbe Million Bienen, die in den Linden der halben Stadt sammeln.

TEXT: LUCÍA FERRÁN

UM HALB SIEBEN am Morgen hält das Dach noch die Kälte der Nacht. Carmen Aldaba steigt die Eisentreppe hinauf, den brennenden Smoker in der einen Hand, eine Kiste mit leeren Rähmchen in der anderen, und die Taschenlampe lässt sie aus: Die zweiundzwanzig Stufen kennt sie auswendig. Oben stehen in einer Reihe auf dem Kies vierzehn Holzbeuten, grün, ocker und blau gestrichen, jede mit einem Kreidebuchstaben auf dem Deckel.

„A ist die Stechfreudigste“, sagt sie und hebt einen Deckel auf. „M ist die Fleißigste. Die anderen kommen und gehen.“

Dreißig Jahre lang arbeitete Aldaba zwei Stockwerke tiefer, in der Setzerei von Gráficas Lezcano, einer Familiendruckerei, die Eisenwarenkataloge druckte, Festprogramme, Gedichtbände auf Kosten ihrer Verfasser und eine lange Zeit auch die Fahrpläne der Stadtbusse. Mit siebzehn fing sie als Lehrling an, als noch von Hand aus Bleiletern gesetzt wurde, und ging 2011, an dem Tag, an dem die Familie die Maschinen an einen Schrotthändler aus Calatayud verkaufte. Das Gebäude übernahm eine Werkstättengenossenschaft. Heute arbeiten darin ein Geigenbauer, zwei Designbüros, eine Töpferschule und eine Bäckerei, die im früheren Papierlager vor Tagesanbruch ihre Öfen anheizt.

EIN DACH, DAS NIEMAND BRAUCHTE

Für das Dach hatte niemand Verwendung. Es war undicht, das Geländer verrostet, und der Schornstein des alten Heizkessels stand noch, weil sich die Genossenschaft nicht traute, ihn abzureißen. In einer Mitgliederversammlung schlug Aldaba vor, zwei Völker „zum Ausprobieren“ aufzustellen, und die Versammlung stimmte zu, unter einer Bedingung: Niemand aus den Werkstätten sollte je in ihre Nähe müssen. Das war im Frühjahr 2013. Aus zwei Völkern sind vierzehn geworden, und der Dachhonig wird in der Bäckerei verkauft, in Viertelkilogläsern mit einem Etikett, das sie selbst auf der alten Tiegeldruckpresse mit Fußantrieb setzt, die im Hof zurückgeblieben ist.

Das Handwerk hat sie von ihrem Großvater gelernt, der in einem Dorf in der Provinz Teruel Bienen in Kork- und

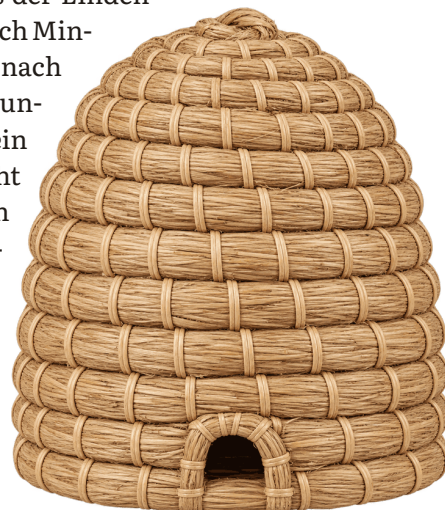
Strohkörben hielt. Einer dieser geflochtenen Strohkörbe mit dem gewölbten Flugloch am Fuß steht jetzt leer in einer Ecke des Dachs, auf einem Betonklotz. Sie benutzt ihn nicht: Moderne Beuten öffnet man von oben und kontrolliert sie Wabe für Wabe, einen Korb kann man nur leeren, indem man die Waben herausbricht. Aber sie hat ihn aus dem Dorf mitgenommen, als das Haus verkauft wurde, und wollte ihn nicht in einen Abstellraum stellen.

WOVON STADTBIENEN LEBEN

Am häufigsten wird sie gefragt, wovon Bienen mitten im Asphalt leben. Die Antwort steht an den Straßen. Eine Arbeiterin fliegt ohne Mühe drei Kilometer weit, und in einem Kreis dieser Größe um die Druckerei stehen Tausende Straßenbäume: Linden, weiß blühende Robinien, Schnurbäume, Zürgelbäume und Platanen, die keinen Nektar geben, aber Harz. Dazu kommen Parks mit Rosmarin und Lavendel, Brachflächen voller Wildrauke und Hunderte Balkone mit Geranien, Basilikum und Tomatenstauden.

„Auf dem Land hängt ein Volk davon ab, was in dem Jahr gesät wird“, erklärt sie. „Pflanzt der Nachbar Sonnenblumen, hast du Sonnenblumenhonig. Hier gibt es von allem etwas, und fast jeden Monat blüht irgendetwas.“

Deshalb wechselt der Dachhonig im Lauf des Jahres die Farbe. Der Junihonig aus der Lindenblüte ist hell und riecht nach Minze. Der vom Spätsommer, nach den Schnurbäumen, ist dunkel bernsteinfarben und ein wenig bitter. Aldaba mischt nicht: Jede Ernte kommt in eigene Gläser, mit dem Datum und dem Namen des Baums, der in jenen Wochen am meisten blühte. Im Juli schleuderte sie dreihundertachtzig Kilo, ihr bestes Jahr, seit sie angefangen hat.



Wird fortgesetzt

DIE NACHBARN

Anfangs gab es Beschwerden. Eine Frau im Block gegenüber, die ihre Wäsche auf einer Terrasse in derselben Höhe aufhängt, schrieb ans Rathaus, weil sich die Bienen auf ihre Bettlaken setzten. Aldaba besuchte sie mit einem Glas Honig und einem Vorschlag: die Fluglöcher so zu drehen, dass die Bienen über den Innenhof ausfliegen und nicht zu ihrer Terrasse. Es klappte. Die Nachbarin heißt Rosario, ist einundachtzig und kauft jetzt jeden Herbst zwei Gläser.

Den größten Schreck gab es an einem Morgen im Mai 2024. Ein Volk schwärmte, wie es starke Völker im Frühjahr tun: Die alte Königin zog mit der Hälfte der Arbeiterinnen aus, um ein neues Zuhause zu suchen, und die Schwarmtraube, rund fünfzehntausend Bienen, hängte sich zwei Straßen weiter an das Dach eines Bushaltestellenwartehäuschens. Jemand rief die Feuerwehr, die Feuerwehr rief die Stadtpolizei, und die Stadtpolizei, die ihre Nummer schon hatte, rief Aldaba an. Nach zehn Minuten war sie mit einem Pappkarton und einem Bettlaken da, schüttelte die Traube in den Karton und trug ihn aufs Dach.

„Ein Schwarm sticht nicht. Die Bienen sind voller Honig und haben nichts zu verteidigen“, sagt sie. „Das wissen die Leute an der Haltestelle natürlich nicht.“

HITZE UND MILBEN

Ein Dach ist kein leichter Standort für ein Volk. Im August wird der Kies über fünfzig Grad heiß, und das Holz der Beuten heizt sich auf wie ein Bügeleisen. Bienen kühlen ihren Stock, indem sie Wasser eintragen und es mit den Flügeln verdunsten lassen, und ein großes Volk braucht dafür mehr als einen Liter am Tag. Aldaba stellt ihnen Tränken mit schwimmendem Kork hin und hat über die Beutenreihe ein Schattiernetz gespannt, das am Schornstein und am Geländer festgebunden ist. Im Sommer steigt sie zweimal täglich hinauf, bei Son-

nenaufgang und in der Abenddämmerung, nie zur Mittagszeit.

Der andere Feind ist die Varroamilbe, ein aus Asien eingeschleppter Parasit, der sich von den Larven ernährt und Viren überträgt. Kein Bienenvolk in Europa ist frei davon. Aldaba zählt die Milben, die auf eine Bodenwindel unter jeder Beute fallen, und behandelt im Winter mit Oxalsäure, wenn das Volk brutfrei ist und sich die Milben nicht in den Zellen verstecken können. Für jedes Volk führt sie ein Heft, den Buchstaben auf dem Umschlag, und notiert jede Durchsicht: das Gewicht, die Zahl der Brutwaben, das Temperament der Bienen, das Wetter.

EIN VOLK VON INNEN

Mit ihr ein Volk zu öffnen, ist Unterrecht ohne Tafel. Sie zieht eine Wabe heraus, hält sie gegen die tief stehende Sonne und zeigt mit dem behandschuhten Finger: hier die verdeckelte Brut unter Wachsdeckeln in der Farbe von Butterkeksen; hier die Larven, weiß und eingerollt am Grund jeder Zelle; oben am Rand der Honig; dazwischen ein Band aus Pollen in vielen Farben, orange von den Ringelblumen, grau von den Zürgelbäumen, fast schwarz vom Mohn. Im Juli zählt ein starkes Volk fünfzigtausend Arbeiterinnen, einige hundert Drohnen und eine einzige Königin, die bis zu zweitausend Eier am Tag legt und vier oder fünf Jahre lebt, wenn niemand sie ersetzt.

„Die Königin regiert nicht“, stellt sie klar. „Sie legt Eier. Entscheiden tun die Arbeiterinnen: wann eine neue Königin aufgezogen wird, wann geschwärmt wird, welche Blüte diese Woche angefliegen wird.“

Die Königin im Gewimmel zu finden, braucht Geduld. Sie ist länger als die anderen, mit spitzem Hinterleib und kurzen Flügeln, und die Arbeiterinnen um sie herum bilden einen Kreis, die Köpfe zu ihr gewandt. Aldaba markiert jede Königin mit einem Farbpunkt auf dem Brustteil, in einer

Farbe, die vom Schlupfjahr abhängt, nach einem internationalen Farbcode, den jeder Imker lesen kann: weiß, gelb, rot, grün und blau, dann von vorn. In diesem Jahr ist Weiß dran.

SAMSTAGE IM OKTOBER

Seit vier Jahren gibt sie an den Oktobersamstagen einen Anfängerkurs für acht Personen, in der alten Setzerei. Es gibt eine Warteliste. Es melden sich vor allem Rentner und Lehrerinnen, mal ein Biologiestudent und im vergangenen Jahr ein Busfahrer, der den Schwarm an der Haltestelle von seinem Fahrersitz aus gesehen hatte und wissen wollte, was da los gewesen war. Die Kursregeln passen auf eine Karteikarte: kein Parfüm, keine schwarze Kleidung, keine hastigen Bewegungen, nicht auf die Waben pussten. Am Ende der vierten Stunde öffnet jeder Teilnehmer ein Volk allein, sie steht daneben, die Hände in den Taschen.

„Schwierig ist nicht die Technik“, sagt sie. „Schwierig ist, still zu halten, wenn dir vier Bienen über den Schleier spazieren.“

WAS EIN GLAS KOSTET

Der Dachhonig kostet sieben Euro das Viertelkiloglas, im vergangenen Jahr wurden etwa zwölfhundert verkauft. Die Abrechnung, die Aldaba in einem weiteren Heft führt, weist keinen Gewinn aus. Von den Einnahmen bezahlt sie Gläser und Etiketten, den Zucker, mit dem sie im Herbst schwache Völker füttert, die Varroabehandlung, die Mittelwände für neue Rähmchen und eine Haftpflichtversicherung, die die Genossenschaft vom ersten Jahr an verlangt hat. Für jedes verkaufte Glas geht ein Euro in die Gemeinschaftskasse der Werkstätten, „als Dachmiete“. Von diesem Geld wurde im letzten Jahr das undichte Dach repariert.

Was übrig bleibt, wenn etwas übrig bleibt, gibt sie für Bücher aus. Im ehemaligen Büro des Setzereileiters

Wird fortgesetzt

hat sie eine kleine Imkereibibliothek, zum Teil selbst gebunden, mit Lehrbüchern aus dem neunzehnten Jahrhundert vom Flohmarkt und Zeitschriften von Imkervereinen aus halb Europa.

ANDERE DÄCHER

Das Dach von Gráficas Lezcano ist nicht mehr das einzige. Seit 2019 stehen Bienenvölker auf dem Dach eines Gymnasiums, eines Hotels in der Innenstadt und auf der Terrasse eines Seniorenwohnheims, wo eine Gruppe von Bewohnern sie mit Hilfe eines Imkers aus dem Viertel betreut. Aldaba hat fast alle beraten, und allen sagt sie dasselbe: nicht mehr Völker aufzustellen, als das Viertel ernähren kann.

„Stellst du auf einen Quadratkilometer hundert Völker, nehmen sich die Honigbienen gegenseitig das Futter weg, und den Hummeln und Wildbienen auch, die viele Pflanzen der Stadt erst richtig bestäuben“, sagt sie. „Vierzehn sind genug für diese Straße.“

Deshalb hat sie in diesem Jahr kein einziges Volk geteilt, obwohl drei stark genug gewesen wären. Lieber lässt sie den Bienenüberschuss im Frühjahr als Schwarm ausziehen, den dann ein Nachbar mit Bienenstöcken auf dem Land abholt. An der Tür zum Treppenhaus klebt eine Telefonliste, neben dem Kalender der Genossenschaft, und die Stadtpolizei hat eine Kopie.

ERNTEN IN DER SETZEREI

Geschleudert wird dort, wo sie so viele Jahre gearbeitet hat. Die Setzerei steht seit 2011 leer, bis auf zwei hölzerne Setzregale mit ihren Kästen, die die Genossenschaft „für alle Fälle“ behalten hat. Dort, auf einem langen Tisch, entdeckt Aldaba die Waben mit einem heißen Messer und stellt sie in eine Vierwabenschleuder mit Handkurbel. Der Honig läuft durch ein Doppelsieb in einen Hobbock und ruht eine Woche, bevor er abgefüllt wird.

Die Kinder aus der Töpferschule kommen zum Zuschauen herunter.

Manche nehmen ein Stück Wabe auf einem Teller mit, andere sind lieber an den Setzkästen, und Aldaba lässt sie ihren Namen im Winkelhaken setzen und auf der Tiegelpresse drucken, neben dem Honigetikett.

„Ein Bienenstock ist wie ein Setzkasten“, sagt sie ihnen. „Alles hat seinen Platz. Wenn du weißt, wo es liegt, musst du nicht hinsehen.“

Ende Oktober wird es still auf dem Dach. Die Winterbienen, die länger leben als die Sommerbienen, drängen sich in der Mitte jeder Beute um die Königin, und Aldaba steigt nur noch hinauf, um nachzusehen, ob kein Wasser eingedrungen ist. Sie lässt den Völkern genug Honig für den Winter und öffnet sie erst im März wieder, wenn im Park die Mandelbäume blühen und die ersten Arbeiterinnen Pollen holen. Bis dahin wird sie wissen, welche Völker die Kälte überstanden haben und ob A noch immer die Stechfreudigste ist.

Patio ist eine für dieses Kochbuch erfundene Zeitschrift, ebenso Carmen Aldaba, Gráficas Lezcano und ihr Dach. Fotos mit Diffusionsmodellen erzeugt. Gesetzt aus Literata, Fraunces und Instrument Sans (SIL OFL) · Text: CC BY 4.0